





Ein Stein im Geröll

Es ist Tag geworden. Zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit strahlt mich die Sonne direkt an und erwärmt meine Glieder. Schlaftrunken nehme ich die Stimmen um mich herum wahr. Panik mischt sich mit Neugier und einer hysterischen Aufbruchsstimmung.

Mühsam bahne ich mir den Weg zwischen den herumtollenden Jünglingen und den kreischenden Müttern um zu erfahren, warum sich alles in Aufruhr befindet. Nach einem jahrhundertlangen Schlaf sollen wir nun aufbrechen. Die Heimat will sich nicht länger halten. Ich setze mich an die kalte schattige Wand und schaue betrübt auf das Treiben. Vergangenheit sind also die Zeiten, in denen wir friedlich beieinander gelebt haben, im Sommer die Wanderer zu Besuch hatten, im Winter stolz und stark über das Tal wachten.



Ich trete ans Tageslicht. Blinzle. Ein letztes Mal schaue ich zurück auf die mir vertrauten Wände, die Klüfte in der ich herrliche Jugendjahre verbrachte. Wir stürzen ins Neue, Unge- wisse, im Rücken der majestätische Berg und vor uns das Grün des Tals, das sich vor uns auftut. Das Donnern und die Abschiedshymnen der Zu- rückgeblieben hallt von einer Berg- seite zur anderen.

In der letzten Zeit war durch die fort- währende Sonneneinstrahlung un- sere Sicherheit nicht mehr gegeben. Immer wieder hörten wir von jeman- dem, welcher in eine neu entstandene Felsspalten stürzte oder von einem Schmelzbach hinuntergerissen wurde. Diese Vorfälle häuften sich mehr und mehr. Eines Tages beschloss der Rat, dass es nun an der Zeit wäre zu gehen, um dem sicheren Verderben zu entrinnen.



Von links und rechts werde ich mitgezogen, nach vorne getrieben. Die Flucht nach vorne ist der einzige Ausweg, und jeder will der Gefahr schneller entrinnen als der Nachbar. So ist das Getümmel, die Tollwut komplett. In unserem Rausch sehen wir nur unser Überleben, erfassen nicht welche Gefahr wir darstellen. Alles mitreißen, zermalmen, begraben was sich uns in Weg stellt.

Mit jeder Stunde wird das Ausmass der Grausamkeit deutlicher. Umgeknickte Bäume säumen unseren Weg, entwurzelt und zu Skeletten erstarrt. Eine Staubschicht legte sich sich um alles, wie ein letztes Totenkleid. Unsere Blicke wenden sich verstört ab von den Wunden, die wir verursacht haben. Wir sind taub und stumm, keiner wagt auszusprechen, was wir angerichtet haben.

Irgendwann macht sich eine bleierne Müdigkeit breit. Das Gelände wird unwegsamer, die Kräfte sind beinahe



aufgezehrt. Ein Vorankommen wird schwieriger. Schon knicken meine Beine ein, schwere Schritte, die Sonne brennt unerlässlich. Das Gemüt, vorher noch berauscht und wild, wird dumpf und träge.

Scham macht sich in mir breit. Heisse Tränen laufen mir die Wangen runter. Unten im Tal sammeln wir uns, bleiben stehen, erfassen das volle Ausmass der Verwüstung. Sehen was wir angerichtet haben. Der Fluss, einst glitzernd und beschwingt, sickert verschmutzt dahin. Die alte steinerne Brücke, Symbol des Friedens und der Gemeinschaft liegt in Trümmern.

Wie verlorene Seelen kauern wir beieinander, keiner wagt zu sprechen. Den Zwist den wir verursacht haben zwischen der Heimat und dem Tal wird vielleicht nie mehr vergehen. Wir verharren also still in diesem Zweifel, gewiss dass unser Schicksal nicht länger in unseren Händen ist.



Wo liegt hier unsere Verantwortung?
Sind wir denn nicht alle Opfer der
Kausalität? Abhängig und verkettet
in den perfiden Prozessen einer
höheren Macht? Einer Macht der
sich weder Gezeiten, noch Baum,
noch Stein entrinnen können. Nie
haben wir es geglaubt, wenn uns
die Ureltern gewarnt haben, dass wir
unser Zuhause einmal verlassen
müssen. Nie hätte ich gewagt zu glau-
ben, dass dies kein Mythos sondern
bittere Realität sein würde.

Doch in genau diesen tragischen
Momenten, in denen die Luft knapp
wird, der Tod einem ins Gesicht
blickt und seine kalten Klauen aus-
streckt, nimmt der Überlebens-
wille übernatürliche Züge an. Alles
wird in Bewegung gesetzt, um
dem tragischen Schicksal zu entrin-
nen. Umso schmerzhafter ist es,
zu erfahren dass dadurch viel mehr
zerstört werden kann, als nur ein
Zuhause, die Heimat.



Im Tal werden wir getrennt. Bruder
von seiner Schwester, Tochter von
der geliebten Mutter. Auch ich wer-
de an einen mir unbekanntem Ort
verschleppt. Verloren meine Heimat,
mein unerschütterlicher Glaube
an das Gute und an die Festigkeit der
Zeit. Auch wenn die Zeit, als etwas
Vergehendes von jedem Lebewesen
anders wahrgenommen wird, so
haben an diesem Tag alle verloren.
An Heimat, Sicherheit und Frieden.



